

Der Hund.

Von Paul Hans Sittel

Der Hund hielt treue Wacht. Es war ein elender, krüppeliger, grauhaariger Kerl, eine Art Neufundländer, ein Bastard, mit großen, braunen, dummen Augen, die alle Gegerstände und selbst die Luft, den Himmel mit einer einzigen, dunklen, verträumten Frage angustarten schienen.

Ununterbrochen lag er vor dem Hauseingang mitten auf dem Bürgersteig, bei Tag und Nacht, neben seiner kleinen Herrin ausgestreckt. Nur zögernd verließ er sie hin und wieder auf eine Minute, als machte er sich Gewissensbisse darüber, daß er treulos an ihr handle, wenn er sie auch bloß einen kurzen Augenblick verließ, — aber der Trieb, seine brennende Zunge mit ein paar Tropfen vom dem trüben Wasser in der gegenüberliegenden Straßenspüle zu befeuchten, war zu groß. Bei jedem Schritt drehte er sich um nach ihr, als wollte er sie im voraus um Verzehrung bitten für seine Schwäche; und immer noch zögernd, schließlich er gebückt weiter, mit dem instinktiven Gefühl, daß er ein großes Unrecht begehe. Dann eilte er aber schnell, mit zwei, drei Sähen zu der schmutzigen Wasserrinne, und kram sich Zeit lossend, seinen brennenden Durst ganz zu löschen, rannte er sofort wieder an seinen alten Platz zurück und schlich um seine Herrin, sie demütig und unterwürfig beschmutternd, in der Furcht, daß sie ihm böse sein könnte.

Aber seine kleine Herrin rührte sich nicht. . . . Sie lag regungslos, regungslos schon seit vielen Tagen . . . und unausgeseht, beinahe ebenso regungslos wachte der Neufundländer neben ihr, den Kopf zwischen seinen Vorderpfoten. Es war noch ein Kind, ein kleines Mädchen von dreieinhalb oder vier Jahren.

Das Köpfchen war ein wenig zur Seite geneigt, aber diese Art, wie es auf dem linken Arm gestützt lag, hatte etwas Starres, Gewalttätiges an sich, als ob das Genick umgedreht worden wäre. Die langen, lichtblonden Haare fielen in den Nacken, an dem ein breiter, dunkelroter, fast schwarzer Fleck schimmerte.

Vor ihm, kaum einen halben Schritt entfernt, lag ein kleiner, gelber Gummiball, und krampfhaft hatte das Kind seinen rechten Arm ausgestreckt; die gespreizten, erstarrten Finger versuchten vergeblich, ihr Spielzeug zu fassen. Und selbst jetzt noch, im Tode, lag der ganze weinerliche Jörn auf dem Gesicht, in dem trotzig verzogenen Mäulchen, in dem immer noch der letzte Ton eines großen, kindlichen Schmerzes zu erstehen schien.

So, in dieser Stellung, hatte die Kleine das Unheil überrascht, als ihr der Ball aus dem Hausflur davongelaufen war — neben dem Neufundländer das letzte Spielzeug, das letzte Wesen, das ihr noch verblieben war und mit dem sie sich unterhalten konnte, denn ihre Mama schlief . . . schlief schon so unendlich lange und rührte sich nicht oben . . . Das Kind rannte schnell hinterher, aber draußen, kurz vor dem Eingang, stolperte es und fiel hin.

Das Kind blieb liegen. Es schrie zunächst, wie erlöst über sein Ungeschick, das unerwartet über es hereinbrach. Dann aber bemerkte es seinen Ball, und nun stieß es, krampfhaft danach langend, einen langen, zornigen Schrei aus. Aber plötzlich blipte es in seiner Nähe auf, schwarz und furchtbar. Eine rote, glühende Flamme schoß empor — und in derselben Sekunde erscholl auch schon ein fürchterliches Donnern, als ob alle Häuser ringsherum zusammenbrächen. Das aber sah und hörte das Kind nicht mehr. . . . Ein Stuhl traf es und riß ihm den Nacken auf.

Der Neufundländer kam erst später hinzu. Als er seine kleine Herrin draußen liegen sah, stieß er laut bellend heraus, aber anfangs hielt er sich in drei Schritt Entfernung vor ihr. Er glaubte, daß sein kleiner Dackelgeist, der ihm oft hart zusetzte, auf einen neuen Einfall geraten wäre, ihn zu necken, und da er Langeweile verspürte, war er gern damit einverstanden. Er umlief sie, im Kreise herumtanzend, mit wilden Sprüngen, buckte sich nieder, laut schnaubend und prustend, und lockte sie auf alle Arten. Darauf sprang er wieder in die Höhe und rannte auf die andere Seite, zu ihrem lichtblonden Köpfchen. Fast glaubte er, daß sie schlief, aber nein — sie sah ihn ja an. . . . Das eine Auge war weit aufgerissen und starrte ihm grob und tief entgegen, während das andere halb unter ihrem linken Arm versteckt lag. Und es schien ihm, als wäre es größer geworden, es lag ein merkwürdiger, fragender, sinnender Ausdruck darin, als wäre der kleine böshafte Schall wirklich auf eine neue Idee geraten, ihn zu necken.

Da dachte er, es seiner kleinen eigenfinnigen Herrin mit gleicher Münze heimzuzahlen, und er streckte sich drei oder vier Schritte vor ihr lang hin, ebenso bewegungslos wie sie. Nur aus

seinen braunen Augen blinzelte er verstohlen zu ihr hinüber und beobachtete sie scharf auf jede Bewegung.

Aber schließlich wurde es ihm zu langweilig. Er richtete sich wieder auf, lief zu ihr hin und beschmutterte ihre kleinen runden Beinchen, um sie zu kitzeln, tupfte sie leicht mit der Spote auf den Rücken. Nachgerade schien es ihm aber doch höchst seltsam, daß sie sich immer noch nicht rührte, und endlich erfaßte ihn eine bange Unruhe.

Er heulte und winselte, um sie aus ihrem starren Schlaf zu wecken, und sah sie in banger Erwartung aus seinen erschrockenen Augen an. Ihm stieg ein neuer Geruch an die Nase, den er bisher an ihr nicht kannte. Er beugte sich über sie. . . . Und darauf erscholl von neuem sein Geheul die stille tote Straße hinunter, laut und klagen. Aber aus dem tiefen Schweigen der halbzerstörten Häuser mit den eingefallenen Dächern, den teilweise zerstörten Mauern, klang nur seine eigene Stimme zurück, dumpf, wie aus einem weiten, ungeheuren Grab.

Als der Neufundländer sah, daß alle seine Bemühungen vergeblich waren, lauerte er sich still und traurig neben seiner kleinen Herrin nieder. Sie würde vielleicht von selbst erwachen — und so lange wollte er sie beschützen, daß ihr niemand ein Leid antun könnte.

Eine geraume Weile blieb er liegen. Dann aber sprang er plötzlich auf und schoß in das Haus hinein. Ihm war etwas eingefallen, und er rannte die alte, schiefe Holzstiege mit zwei Sähen hinauf.

Die erste Tür stand angelehnt. Er stieß sie auf mit dem Kopfe und lief über einen zerprüngenen Topf mit eingemachten Früchten, die am Boden verstreut umherlagen, einen Topf, den das Kind unlängst oben vom Küchenspind, fast mitten auf seinen Rücken, hinuntergeworfen hatte. Es hatte die letzten drei Tage davon gelebt. . . . Rings in den Winkeln lagen einige vertrocknete, halb aufgenabberte Brotkrusten. Und ganz im Dunkel, in dem tiefen, schwarzen Winkel des Herdes lugten einige Bettlätter, Kopfkissen und alte Lumpen hervor — seine Lagerstätte, die zuletzt seine kleine Herrin mit ihm geteilt hatte. . . . Aber ohne diese Dinge im geringsten zu beachten, lief er zur zweiten Tür, die weit offen stand und durch die eine eigentümliche Welle in die dunkle Küche floß, wie matter, gedämpfter Sonnenschein.

Er sprang über ein paar umgestürzte Stühle hin zum Sofa, das in der Ecke neben dem Fenster stand. Das Zimmer bot einen traurigen Anblick. Durch die dicke Mauer klopfte ein weites, ungeheures Loch, wie von der gewaltigen Faust eines Riesen eingeschlagen. Und oben von der Decke baumelte, mitten in dem breiten, gähnenden Spalt, ein großer Balken herunter, schräg, wie ein tieferer toter Arm, der frei in der Luft hing.

Die Vorhänge an den beiden Fenstern waren dicht heruntergelassen, wie um das furchtbare Grauen, das von draußen hereinbrang und die ganze Erde erschütterte, abzuhalten oder ein wenig zu dämpfen. Und aus dem großen Loch in der Wand fiel das Licht grell auf eine junge, weibliche Gestalt, die in knieender Stellung am Boden zusammengelauert lag, den schlanken Oberkörper mit den weichen Linien in die Ecke des Sophas gelehrt. Sie schien zu schlafen. . . . Die eine Hand hing schlaff herunter, während die andere krampfhaft den Rosenkranz mit dem silbernen Kreuz umschlossen hielt. Ihr Körper war von einer dünnen Schicht Mästel und Mauerstaub eingehüllt, der das ganze trostlose Zimmer mit den teilweise umgeworfenen und halbzerstörten Gegenständen bedeckte. Zu ihren Füßen lag das große zertrümmerte Marienbild in einem goldenen Rahmen; — und den Kopf mit dem wirren dunklen Haar an die Seitenlehne des Sofas gelehrt, schien sie immer noch wie im Gebet an die kahle Stelle der Mauer hinaufzublicken, wo früher das heilige Bild hing, in gläubiger Zuversicht. Mit kurzem lauten Wellen umsprang der Hund die junge Frau, aber gleich darauf schwieg er, und sein ganzes Wesen nahm wieder den schüchternen Ausdruck an, den er ihr gegenüber unwillkürlich fühlte, seit sie in ihren starren Schlummer, den er nicht begriff, versunken war. Er war beinahe auf sich selber zornig, daß er sich soweit vergessen hatte! . . . Leise und behutsam auftretend, um sie nicht zu stören, schlich er um sie. Und mit einer gewissen ängstlichen Miene ihren schlaff herunterhängenden Arm liebkosend, richtete er sich auf dem Sofa in die Höhe und versuchte, seiner großen Herrin ins Gesicht zu sehen. Aber es war immer unveränderlich, es blieb grau, fahl und reglos.

Einige Augenblicke stand der Hund wartend aufgerichtet, mit gespitzten Ohren, während sein Schwanz leise hin- und herwedelte. Dann aber schüttelte er mehrmals seinen langhaarigen Kopf wie in tiefer Verwunderung und stieg wieder herunter. Den großen Schmerz, der in seiner treuen Brust aufstieg angesichts des ungeheuren Rätsels, des großen toten Schweigens ringsherum, das er vergeblich zu durchdringen suchte, vermochte er nicht ganz zu unterdrücken, und er ließ ein leises Winseln hören. Dann aber kam

ihm zum Bewußtsein, daß er eine neue Pflicht zu erfüllen hatte, daß sein Platz unten war und nicht oben, und er wandte sich zum Gehen.

Aber zweimal kehrte er sich noch um nach der jungen Frau, auf einen letzten Wink, einen letzten Ruf wartend; dann eilte er rasch hinunter. . . .

Unten hatte sich nichts verändert. Das kleine blonde Mädchen lag immer noch in derselben Stellung — und das beruhigte den Hund. Er blipte scharf und lauerte nach allen Seiten der Straße, aber sie lag tot und verlassen wie sonst. Das ganze Städtchen war ausgestorben; kaum eine einzige Menschenseele war darin zurückgeblieben.

Er streckte sich neben seiner kleinen Herrin aus, die Augen halb geschlossen. Ihm gegenüber, etwas weiter unten, lagen die beiden Schutthaufen der zusammengestürzten Häuser, und von dem Nachbarhaus war an einer Seite das zweite Stockwerk in das erste hinuntergestürzt. Das Dach ragte schief in die Luft und hing wie ein lahmer toter Flügel herunter. Mehrere Häuser standen noch ziemlich ganz, nur waren sämtliche Fensterstübe von oben bis unten zerprüngt, von anderen wieder war das Dach zerborsten und glatt hinuntergefiel, wie mit einer gewaltigen Sichel. Und weiter oben ragten einige spitze Giebel auf, fahl und rauchgeschwärzt, mit halbverlohten Balken, wie das nackte Gerippe eines verümmelten Riesenkörpers. Und inmitten dieses Trümmerhaufens tauchte hier und da ein Haus auf, noch völlig unberührt und leuchtend rot mit seinem blanken Ziegeldach, wie eine grüne Oase aus der grauen Wüste des Todes emporsteigend. . . .

Rast unablässig drang von irgendwo der dumpfe Donner zu ihm herüber, klang von allen Seiten wie ein fernes, ungeheures Erdbeben, bald stärker, dann wieder schwächer. Und zuweilen klang unweit über ihm ein starkes Saufen, das mit zischendem Geheul durch die Luft jagte. Wenn er den Kopf hob, sah er manchmal ein schwarzes winziges Ding, ein kleines Rauchwölkchen, kaum sichtbar, wie einen Blick am Himmel dahinschießen. Und hin und wieder ertönte plötzlich in seiner Nähe ein furchtbares Krachen, als ob die ganze Erde einstürzte, — als ob sich jeden Augenblick ein Spalt im Boden öffnen würde, um die Stadt zu verschlingen.

Da sprang der Hund auf, und am ganzen Leibe zitternd, stieß er jedesmal ein wütendes Geheul aus, ein wahnsinniges Bellen, das er gegen den Himmel richtete, gegen ein Haus oder einen zusammengestürzten Schutthaufen, da er nicht wußte, wo er den schrecklichen Feind, das unsichtbare Gespenst, das auch ihn bedrohte, suchen sollte. Rasch und nach er wurde er ruhiger, und schließlich gewöhnte er sich an das laute Brüllen der heulenden Geschoße.

Aber zu manchen Stunden schwieg der Kanonendonner ganz, und dann trat eine Stille ein, eine dumpfe, unheimliche Stille, die grauenvoller wirkte als der donnernde Lärm der Granaten. (Schluß folgt.)

Massage und Heilgymnastik.

Die Massage hat, wie auch die Heilgymnastik, für die Behandlung der Kriegsverwundeten große Bedeutung gewonnen. Die Umstände war es wohl anzudeuten, daß in der Zusammenkunft der Gesellschaft für die Geschichte der Naturwissenschaften und Medizin Dr. Franz Kirchberg einen Vortrag über die Geschichte dieses Gegenstandes hielt.

Wie jeder Mensch instinktiv eine geschwollene und deshalb schmerzende oder gestohene Stelle seines Körpers reibt und drückt und so versucht, den durch die Spannung bewirkten Schmerz zu mildern, so wird dieses instinktive Heilmittel wohl zu allen Zeiten angewendet worden sein. Reibt ja auch ein Tier eine geschwollene oder geschlagene Stelle, weil es empfindet, daß der Druck Schmerz dadurch geringer wird. So ist es durchaus verständlich, daß von dem Augenblick an, wo die Menschheit begann, eine Heilkunst auszubauen, ein derartig allgemein übliches, dem Instinkt entstammendes Heilmittel auch systematisch angewendet wurde. Und wo aus der empirisch gewonnenen Heilkunst eine wissenschaftliche, mit Theorien sich befaßende Heilkunde wurde, wurde selbstverständlich auch dieses Heilmittel, die Massage, theoretisch ausgebaut und bewertet. Demgemäß hören wir von allen Naturvölkern, daß bei ihnen eine derartige Heilkunst ausgeübt wird, wie wir auch in vielen aus dem Altertum uns überkommenen Literaturwerken der Medizin mehr oder minder ausführliche Aufzeichnungen über dieses Gebiet der Medizin finden. Ebenso wird es in den ersten Anfängen der Menschheit empfunden und beobachtet worden sein, daß jede durch irgend eine Krankheit erzeugene Ruhe des Körpers oder seiner Teile zu einem Muskelchwund und zu einer Schrumpfung der Gelenke führt, und es wird auch die entsprechende Folgerung daraus gezogen worden sein, diesen „Muskelchwund“ durch entsprechende Bewegung entgegenzuarbeiten.

Die Erweckung der Maria Carmen.

25) Von Ludwig Brinkmann

Was dann erfolgte, weiß ich kaum noch. Ich erinnere mich undeutlich, daß der Zahn drei Wurzeln hatte, die einzeln aus meinen Kinnbacken geschlachtet wurden, und bei der letzten brach man mir ein Stücklein des Kieferknochens mit heraus. Mein Kopf sah in den Häuten des Muchacho wie in den Baden eines Schraubstodes, und die abwehrenden Reflexbewegungen meiner Hände und Füße machten auf Dr. Castanares augenscheinlich wenig Eindruck. Schließlich erlöste mich eine Ohnmacht von meinen Qualen. . . .

Wir modernen Menschen müssen doch, was das Ertragen körperlicher Schmerzen anbelangt, unglaublich degeneriert sein. Unser Nervensystem ist für alle groben Eingriffe in unsere Leiblichkeit durchaus widerstandsunfähig geworden. Oder bin ich allein so schwach, sind andere stärker, mutiger, dauerhafter? Ich möchte es fast bezweifeln. Oder zweifle ich nur der Eitelkeit zuliebe? Auf jeden Fall erscheint mir der Mut eines Nicias Socobola, die Stodhaftigkeit der Märtyrer ungläublich. Und wenn ich schauernd der Folterqualen mittelalterlicher Justiz gedente, so wird mir klar, daß lediglich die Androhung der Dammschrauben jedes gewünschte Geständnis von mir erpressen konnte.

Meine Ohnmacht ist nur vorübergehend gewesen; ein großes Glas Cognak brachte bald die Lebensgeister mir zurück. Der Doktor erzählte mir schalkhaft, wie ein Ungetüm von Zahn sich in meinem Nacken eingenistet hätte — aber ich war zu Spähen nicht aufgelegt; ich fühlte heftige Schmerzen, und mir wurde wieder schwach.

Da bot mir der Doktor an, ich sollte mich in seinem Hause einen Tag oder zwei zu Bette legen, um irgendwelche Komplikationen zu verhüten; und mit Hilfe des Muchacho lag ich denn auch bald in meiner kleinen Kammer auf dem Lager. Um meinen immer heftiger werdenden Schmerz zu betäuben, sprach ich der Kognakflasche eifrig zu, und am Nachmittage fiel ich denn auch in einen leichten Schlummer.

Als ich am Abend erwachte, erhielt ich von der Sennora Castanares Besuch, einer würdig wohlbeleibten Matrone; sie legte sich an mein Bett, rauchte eine Zigarette und fragte mich, ob ich von dem Muchacho auch aufmerksam bedient würde. Da ich kaum irgendein Empfinden außer dem heftigen Schmerz in meinem Kiefer hatte, dazu mehr ein Gast in diesem Hause war, wenn auch ein zahlender, so beruhigte ich

die edle Frau und erklärte, daß ich mich wohlzufrieden fühlte, worauf meine stolze Wirtin sich wieder zurückzog. —

Ich hatte eine sehr, sehr schlechte Nacht verbracht; mein Kiefer schmerzte mich unendlich, und außerdem war die natürliche Ermüdung nach dem Schlummer des Tages nur gering. Auch begannen die Wangen ein steifeln auf mich, und zu einer regulären Jagd fühlte ich noch keine Leidenschaft. So folgte auf einen qualvollen Tag eine qualvolle Nacht, die aber schließlich auch ein Ende nahm, und in der Kühle des Morgens fand ich sogar etwas Schlaf.

Der Doktor befühlte mit tief sinniger Miene meinen Puls und konstatierte ein wenig Fieber. Er unterlagte mir heute schon zu reisen, und ich ließ mich dazu bestimmen, nach einen Tag in seinem Hause zu bleiben. Er selbst aber begab sich nach Tabiche, um sich Wards anzunehmen — ach, wie bedauerte ich den Armen, gerade in diese Hände geraten zu sein! — und um den vielleicht besorgten Freunden mitzuteilen, was aus mir geworden.

So sah ich denn in der Vogenhalle des Hofes auf meinem Sessel und unterhielt mich mit meiner Wirtin, der ich jedenfalls in der Langweiligkeit ihrer Tage eine recht willkommene Abwechslung war. Sie war eine Mitbürgerin des Tyrannen und Ketzers Diaz; als ich ihn arglos bewundernd erwähnte, erwachte eine leidenschaftliche klerikal-faschistische Festigkeit in ihr, die man unter so viel Fett gar nicht vermutet hätte, und machte sich in einer umfangreichen Philippika Luft; ein Demosthenes wäre ein Stümper gegen sie gewesen.

So verließ ich denn das hochpolitische Gebiet und lenkte auf die wirtschaftlichen Fragen des Tales von Dagaca über, kam auf den Silberbergbau zu sprechen. Und ganz wider Erwarten fand ich Verständnis; die würdige Matrone kannte fast alle Minen; ihre beiden Großväter hätten auch Silbergruben besessen und wären reiche Leute gewesen; dann aber seien sie durch Unglücksfälle verarmt; „sonst lebte ich heute in Stadt Mexiko und nicht in Dagaca und wäre eine große Dame und nicht die Frau eines Doktors, der noch dazu ein Quarterone ist“, setzte die dicke Dame mit einem Seufzer hinzu. Sie war sehr, sehr stolz darauf, aus ganz reinem Mute zu stammen, und verachtete ein wenig den Mann mit dem Viertel toltelischen Adernastes, wenn sie ihm auch in Gnaden gestattet hatte, sie zeitweilig zu versorgen. — Ich fragte dann die Sennora, ob sie zufällig von der Maria Carmen gehört habe, was sie zu meinem lebhaften Erstaunen bejahte. Und sie fügte hinzu:

„Diese Mine verunglückte schon früher als die Acapan-Grube, die meinem Großvater mütterlicherseits gehörte. Ich

weiß nicht, was sich dort zutrug, wahrscheinlich aber dasselbe wie in unserer Mine, man wurde mit dem Wasser nicht fertig. Da mußte freilich alles aufgegeben werden!“

„Und haben Euer Gnaden etwas davon gehört, ob die Maria Carmen rentabel war?“

„Gewiß war sie das! Mein Großvater sprach oft davon; sie gehörte dem Don Manuel Blacer, und das waren reiche, sehr reiche Leute. Und im tiefen Innern der Erde soll da gediegenes Silber liegen!“

Mein Wundfieber schien auf einmal mit doppelter Gewalt wiederzukehren; wenigstens glühten meine Wangen wie Feuer. Ich fühlte zum ersten Male an diesem Tage das Verlangen nach einer Zigarette, die mir meine gastfreundliche Wirtin freigebig überreichte — und die ich nachher auf meiner Nachtruhe wieder fand. Die blauen Wölkchen beruhigten mich nun ein wenig, und die letzte Bemerkung der edlen Frau machte mich sogar sehr skeptisch; ich hatte schon genug Gelegenheit zu erfahren gehabt, was man alles von der Dummheit, Unbildung und dem Aberglauben dieser schönen Kastilianerinnen zu erwarten habe. Dennoch interessiert mich die Sache viel zu sehr, als daß ich mich mit meiner Skepsis beruhigt hätte, und ich fragte die Frau, ob sie nicht in Dagaca oder sonstwo irgendjemanden kenne, der mir von der Maria Carmen etwas sagen könnte, von den Zeiten her, als die Grube noch im Besitze der Familie Blacer war.

Die gute Dame zuckte die Achseln; aber schließlich fiel ihr ein, daß sie noch einen Oheim habe, Sennor Osorio in Dagaca, der vielleicht ein wenig mehr wüßte als sie selbst, obgleich sie es bezweifeln möchte. Auf jeden Fall notierte ich mir den Namen und die Adresse des Mannes.

Schließlich hatte meine Wirtin eine ganz glorreiche Idee: ich sollte doch nach Tabiche hinausreisen und mich selbst erkundigen. Die Maria Carmen sei kürzlich in den Besitz von Americanos übergegangen, „die — wie Euer Gnaden ja wissen — sich in alles eindrängen, was Wert im Reiche Mexiko hat, und die schließlich dieses schöne Land noch ganz auslaugen, ausplündern, verschlingen werden“; da würde ich vielleicht noch das Genaueste hören.

Ich bedankte mich sehr für den guten Rat und erklärte der edlen Donna, daß ich vor Ungeduld brenne, die Americanos, die sich niederträchtigweise in den Besitz der Maria Carmen gesetzt, so bald als möglich aufzusuchen.

Am liebsten wäre ich sofort zu dem Herrn Oheim gegangen, aber ich fühlte mich noch viel zu schwach und hielt es daher für besser, mich zurückzuziehen. —

(Fortf. folgt.)

Was das Wort „Massage“ anbelangt, so wird dies nach Pierré (Dictionnaire des sciences médicales) abgeleitet sein von dem griechischen „massa“, reiben. Savary will es in seinen „Lettres sur l'Égypte“ auf das arabische „maas“, sanft reiben, zurückführen. Es ist zweifellos recht interessant, daß die ersten Schriften auf dem Gebiete der Mesotherapie bei den Indern und Chinesen bis in das Jahr 3000 v. Chr. zurückgehen. Ebenso sind ja die großen Verdienste, die sich die Griechen um die Gymnastik erworben, allgemein bekannt. Für uns wird aber ein Blick in die Entwicklung der deutschen Verhältnisse doppelt lehrreich. Die erste Erziehungsanstalt, die eine systematisch-pädagogische Gymnastik in Deutschland trieb, war wohl die von Vajsov im Jahre 1774 in Dessau gegründete. In dieser Anstalt war Salzman tätig, der dann in Schnepfenthal eines der Institute gründete, die man damals „Philanthropie“ nannte. Pestalozzi hat in seinem Erziehungsinstitut zu Yfferten die Ausbildung der pädagogischen Gymnastik sehr gefördert; in seinem 1807 erschienenen Buch „Ueber Körperbildung, als Einleitung auf den Versuch einer Elementargymnastik“ stellte er die Forderung auf, daß neben der geistigen Ausbildung der Jugend auch die körperliche Ausbildung die größte Aufmerksamkeit und sorgfältigste Pflege finden müsse. Gerade durch die Männer, welche sich um unsere Jugendausbildung so hervorragende Verdienste erworben hatten, wurde auch im Anfang des 19. Jahrhunderts eine pädagogische Gymnastik herausgebildet.

Die Einführung des deutschen Wortes Turnen verdanken wir zweifellos Fahn, der als Berliner Gymnastiklehrer in der Zeit der brüderlichen Fremdherrschaft den Plan faßte, durch eine kräftige pädagogische Gymnastik die Jugend aus dem weichen Genüßleben herauszurufen und ihr diejenige Kraft und Energie zu geben, die notwendig war, das Joch der Fremdherrschaft zu brechen. Entsprechend seinem Streben, die Fremdwörter aus der deutschen Sprache zu entfernen und durch Worte deutschen Ursprungs zu ersetzen, nannte er seine Gymnastik „Turnen“. Er motivierte dieses Wort folgendermaßen: „Turnen ist ein deutscher Umlaut, der sich auch in mehreren deutschen Schwester Sprachen findet und überall ein kräftiges Drehen, Schwenken, Regen und Weggehen bedeutet. Ein Turner war bei den Alten ein junger Soldat, ein tummelhafter Jäger, ein frischer junger Geißel, der sich in ritterlichen Taten übte, daher Turnieren und Turnier seinen Anfang und Namen genommen.“ Dieses deutsche Turnen, das man der schwedischen Gymnastik gegenüberstellen mag, wurde dann in den Jahren der politischen Reaktion in Deutschland seines politischen Beigeschmacks entkleidet und mindestens an den Gelehrten Schulen weiter gepflegt.

Im Jahre 1836 trat in Berlin der Medizinalrat Dr. Borinsz in einer kleinen Schrift „Zum Schutze der Gesundheit in Schulen“ vom medizinisch-wissenschaftlichen Standpunkte aus lebhaft für die Anwendung der pädagogischen Gymnastik ein. Als den ersten, der bei uns darauf ausging, die Gymnastik nicht zur Ausbildung eines kriegerischen Geschlechtes zu benutzen, sondern durch sorgfältig geregelte Bewegung eine sich in den Grenzen der Gesundheit und Schönheit haltende Entwicklung des jugendlichen Körpers herbeizuführen, können wir Adolf Spieß (1810—1855) ansehen. Er war gleichzeitig Lehrer der Geschichte, des Gesanges und des Turnens, er führte die Freiübungen ein, deren Ausführung meist keinen erheblichen Grad von Kraft erfordert, bei denen aber Gleichmäßigkeit aller Bewegungen, Genauigkeit und schöne Körperhaltung die Hauptforderungen sind. Von den Gelehrten Schulen hat sich dann das Turnen auf die Volksschulen, von den Knabenschulen, allerdings erst in den 70er Jahren, auch auf die Mädchenschulen ausgebreitet, obwohl bereits im Jahre 1845 Wuhle hierfür eintrat. Schon vor ihm hatte Prof. Werner in einer Schrift „Das Ganze der Gymnastik“ gefordert: „Alle Mittel der Toilettenkunst, alle Bemühungen der sorgsamsten Mütter sowie auch der zur Erlangung des edlen Anstandes so sehr gepriesene Tanzunterricht können der weiblichen Jugend das nicht gewähren, was ihnen eine geregelte Gymnastik darbietet.“

In der manuellen Gymnastik, der sogenannten schwedischen, braucht man einen anatomisch gut orientierten Bewegungsgeber, der mit gespannter Aufmerksamkeit den Bewegungen des Kranken folgen muß. Es war dies eine Aufgabe, die vielfach an den Gymnasten große Anforderungen stellte und dies veranlaßte Fahn, die mechanische Gymnastik zu schaffen, in der mechanische Apparate den Bewegungsgeber ersetzen. Dr. Gustaf Zander studierte von 1855 an Medizin in Upsala und Stockholm, wo er 1864

Privatrat wurde. 1876 wurden die von ihm erfundenen Apparate mit Staatsunterstützung in Philadelphia ausgestellt, 1877 wurde er Ehrendoktor der Medizin in Upsala und 1880 wurde ihm eine Dozentur übertragen. In Deutschland entbrannte zunächst ein höchst törichter Kampf darüber, ob die medikamentöse Gymnastik der aktiven Gymnastik und Massage gleichwertig sei oder nicht. Fahn selbst hat nie geäußert, daß die Massage neben der medikamentösen Gymnastik absolut notwendig sei. Auf der anderen Seite waren die Vorzüge der mechanischen Methode Fahn's so groß, daß es tatsächlich unerfindlich ist, wie sich in wissenschaftlichen Blättern ein derartiger Kampf entwickeln konnte. Es war selbstverständlich, daß die medikamentöse Apparate auch in Deutschland ihren Einzug hielten. 1888 wurde das erste Institut in Hamburg unter ärztlicher Leitung von Dr. Rebel gegründet, dem 1889 das medikamentöse Institut von Dr. Gustaf Schütz in Berlin folgte. Es ist klar, daß gerade heute die mechanischen Einrichtungen, die jederzeit zur Verfügung stehen und ständig ausgenutzt werden können, in der Verwundetenpflege eine große Rolle spielen.

Kleines Feuilleton. Beleidigung der bürgerlichen Presse.

In einer am 20. Mai zu Düsseldorf tagenden Vorstandssitzung des (bürgerlichen) Verbandes der Rheinisch-Westfälischen Presse, die aus beiden Provinzen sehr zahlreich besucht war, ist nach der „Köln. Ztg.“ die folgende Entschließung einstimmig angenommen worden: 1. In einem in einer ausländischen deutschsprachigen Zeitschrift veröffentlichten Artikel hat Prof. Karl Bücher, der an der Universität Leipzig eine Anstalt zur berufsmäßigen Ausbildung von Journalisten errichtet, die folgenden Sätze niedergeschrieben: „Die Presse hat in allen Ländern ohne Ausnahme sich den Anforderungen des Krieges nicht gewachsen gezeigt. Sie hat ein beschämend geringes Bewußtsein von ihrer Pflicht offenbart, der Wahrheit und nur der Wahrheit zu dienen... So konnte dem wirklichen Kriege ein Preßfeldzug zur Seite treten, in dem mit den verwerflichsten Mitteln gekämpft wird und die schmerzlichen Wunden des Schlachtfeldes immer weiter aufgerissen und vertieft werden. Gegen diese Blut- und Völlerei des Krieges und der Völlerei aufzutreten, mag leicht als ein fruchtloses Beginnen erscheinen. Muß jeder derartige Versuch doch mit dem Verzweiflungsschrei beginnen, daß, was wir feilher als eine der besten Früchte der Kultur betrachten haben, die Zeitungs- und Zeitschriften-Industrie, daß sie ein Tummelplatz der Unkultur geworden ist.“ 2. Eingeladenermaßen hat Professor Bücher in diesen Vorwurf auch die deutsche Presse einbezogen wollen. 3. Der Verband der Rheinisch-Westfälischen Presse erhebt durch seinen Vorstand gegen diese durch nichts erwiesenen und der Wahrheit widersprechenden Behauptungen des Herrn Prof. Bücher den schärfsten Einspruch und weist den den Stand der deutschen Journalisten tief beleidigenden Vorwurf deshalb um so entschiedener zurück, als sein Urheber sich für berufen hält, den Nachwuchs der deutschen Journalisten für den Verzug zu erziehen. 4. Alle, denen Einsicht und Urteil über Wesen und Wirken der deutschen Presse zusteht, darunter der deutsche Reichstag, die Bundesparlamente, die Reichs- und Bundesbehörden und unsere Oberbehörden, haben im Gegensatz zu Prof. Bücher die großen Verdienste anerkannt, die sich die deutsche Presse um die Sache des Vaterlandes, die die Sache der Wahrheit ist, erworben hat. Ohne das opferfreudige, selbstlose Wirken der Presse, die von Tag zu Tag aus warmem Herzen und mit einem unermüdblichen Aufgebot geistiger Kräfte die einheitliche, patriotische öffentliche Meinung ausdrückt, die Zurechtweisung, das Vertrauen und den Opfermut wach- und hochhält, die Schatten des Pessimismus vercheut und die im Interesse des Vaterlandes die schwerste Entschloßung ausübt, die dem Vorkriegsaufstieg werden kann, würde dieser Krieg nicht durchzuführen sein. An all dem und an vielem anderen, das der deutschen Presse anzurechnen ist, ist Prof. Bücher verständnislos vorübergegangen, als er jenen Vorwurf erhob. Für all das hat er kein einziges Wort der Anerkennung gehabt.

Dunkelgrüne Eisenbahnwagen.

Der „Bereinsangeiger“ der Kaiser und Kaderer schreibt: Bei der preussisch-österreichischen Eisenbahnverwaltung besteht seit einigen

Jahren das Bestreben, bei den Personenzügen eine größere Einheitsart und bessere Ueberblicklichkeit zu gewinnen dadurch, daß die Personenzüge einen einheitlichen grünen Anstrich erhalten. Bisher war das bekanntlich nicht der Fall, sondern die Wagen der dritten Klasse hatten eine braunrote und die Wagen der vierten Klasse eine graue Farbe. Zur Unterscheidung der verschiedenen Wagenklassen werden seit einiger Zeit Emaille-schilder mit weißen arabischen Ziffern auf schwarzem Grunde verwendet, die bei allen Erneuerungen von Personenzügen eingeführt werden. Es werden demnach künftig alle der Personenzüge dienenden Wagen sowie die zu Personenzügen gehörigen Gepäckwagen einen einheitlichen dunkelgrünen Anstrich erhalten. Bis diese Entschloßung durchgeführt ist, werden allerdings noch Jahre vergehen, indem etwa 50 000 Wagen dabei in Frage kommen.

Ferner sollen die geeigneten zweischigen Güterwagen, die für die Einstellung in Personen- und Viehwagenzüge Verwendung finden, einen weißen Anstrich erhalten. Diese Maßnahme hat sich als zweckmäßig erwiesen, weil in den Güterwagen für Personenzüge oft warme empfindliche Güter, besonders Nahrungsmittel, befördert werden. Der weiße Anstrich hat bekanntlich die Wirkung, die Sonnenstrahlen abzuschwächen und hat sich bisher schon bei bestimmten Güterwagen bewährt.

Die Abnutzung unserer Eisenbahnmateriale während des Krieges ist erklärlicherweise wesentlich größer als in Friedenszeiten, so daß auch die Reparaturarbeiten, insbesondere die Ausgaben für Neuanstrich, ganz erheblich größer werden. Man kann sich darüber ein Bild machen, wenn wir anführen, daß schon in normalen Zeiten für Werkstoffmaterial an Lacken und Farben jährlich etwa vier Millionen Mark ausgegeben werden.

Die Entlausung im Schlafe.

Jetzt tritt auch die chemische Großindustrie im Kampf gegen die Läuse auf. Eine Fabrik hat im Ebelogezanon Scheinbar ein wirksames und in seiner Anwendung verhältnißmäßig einfaches Mittel gefunden, das unter dem Namen Laufsofen gekauft ist. Dr. W. Schold, Arzt eines Gefangenenlagers, gibt über das Verfahren in der „Medizinischen Klinik“ Aufschluß. Der Mann zieht sich völlig aus, der Körper sowie sämtliche Kleidungsstücke werden mit dem Pulver bestreut, ebenso Bettlaken und Decken. Dann legt sich der Mann mit seinen Kleidungsstücken unter die Decke in sein Bett und bleibt dort, gut zugedeckt, 5 Stunden liegen. In Stelle des Repuders kann das Sprengen mit dem flüchtigen Laufsofen gewählt werden, es können auch beide Verfahren miteinander vereinigt werden. Man kann die Kleidungsstücke für sich allein legen oder unter der Decke behalten; wie man auch vorgehen mag, nach 5 Stunden ist, nach den Erfahrungen Dr. Schold's, der Tod von Läusen und Rissen eingetreten. Das Verfahren ist überall anwendbar. Im Felde können die aus den Schützengräben in Ruhe und Quartier kommenden Mannschaften sich ohne großen Zeitaufwand gegenfeitig einpulvern, um des Morgens entlausung zu erlangen. Ein besonderer Vorzug besteht darin, daß Mann, Kleidung und Bett zugleich entlausung werden. Auch vorbeugend soll das Mittel anwendbar sein.

Notizen.

— Theaterchronik. Das Lessing-Theater wird erst am Sonnabend, den 12. Juni, mit der Uraufführung von Julius Magnussens Lustspiel „Seine einzige Frau“ wieder eröffnet.

— Musikchronik. Im Deutschen Opernhaus geht „Iphigenie in Aulis“ am Freitag, den 11. Juni, neu einstudiert in Szene.

— Kühlung. Im August vorigen Jahres, gleich nach Ausbruch des Krieges, wurde in der „Prf. Ztg.“ ein Kühlungsmittel für die damals arg unter der Hitze leidenden Soldaten empfohlen. Es handelt sich um die Anbringung eines angefeuchteten Schwammes im Helm, wodurch eine erhebliche Verabsetzung der Temperatur unter dem Helm erzielt und der Entstehung eines Hitzeschlages vorgebeugt wird. Bei der jetzigen heißen Witterung ist ein abermaliger Hinweis auf dieses einfache Mittel im Interesse unserer Soldaten, die vielfach große Marsche machen müssen, gewiß am Platze.

Mechaniker-Rittel-Schlosser-Anzüge
kaufen Sie am besten und billigsten in dem größten Spezialgeschäft von
Kohnen & Jöring, Arbeits- und Berufs-Kleidung
Alexanderstraße 12, Rosenthaler Straße 53, Landsberger Allee 148, Neukölln, Bergstr. 66.

Kleine Anzeigen

Wäsche weiche ein in Henkel's Bleich-Soda

Edmund Ebert
im 39. Lebensjahre. 1868
Dies zeigen Sie betrübten an Frida Ebert und Kinder.
Die Beerdigung findet am Sonnabend, den 12. Juni, nachmittags 5 Uhr, von der Halle des Razareth-Kirchhofes aus statt.

Deutscher Holzarbeiter-Verband.
Zahlstolle Berlin.
Den Mitgliedern zur Nachricht, daß unser Kollege, der Tischler
Wilhelm Jasch
Adenfelder Str. 192
im Alter von 68 Jahren gestorben ist.
Ehre seinem Andenken!
Die Beerdigung findet morgen Sonnabend, den 12. Juni, nachmittags 4 Uhr, von der Halle des Emmaus-Kirchhofes in Reuß-Platz, Hermannstraße, aus statt. 84/5. Die Ortsverwaltung.

Verkäufe.

Teppich-Thomas, Drantenstr. 44
Ist billigst laudfählerhafte Teppiche, Gardinen, Vorhängen etc. 5 Prozent Rabatt. 810*

**Wandanzüge, nur wenig ge-
tragen, Valetots, Mäntel, Hüte, Ge-
schäftszugänge werden billig
verkauft. Die elegantesten Anzüge
sind teilweise billig zu haben. Wil-
belmsstr. 11. Von Reich, Große
Frankfurterstraße 88.**

**Teppiche mit kleinem Fehler, sehr
billig, Gardinen, Portieren, Lepp-
decken, Tischdecken, Dimanddecken, sehr
billig. Bornstraße 5. Prozent
Rabatt. Teppichhaus Dramm, Gadessee
Markt 4 (Bahnhof Börse). 246/4**

Verkauf.

Wichtig für Hotelbesitzer, Pensionate!
Kassabetten, Goldbetten, Matrassen, Schreibstühle 25, Kleider-
schränke, Spiegel, Schlafzimmern.
Rödelhaus Osten, Gelegenheitskäufe,
Andreasstraße 30. 788

**Neuwerkzeuge! Billiger und
reeller Verkauf 100 moderner Küchen-
Beschäftigung lobend! Berliner
Rödelhaus*, nur Südosten, Sta-
dlerstraße 25. 829***

Verschiedenes.

**Patentanwalt Müller, Ostfischer-
straße 16.**

Vermietungen.

Schlafstellen.
Schlafstelle für 2 Herren. Vater,
Briegerstraße 16. 159

Arbeitsmarkt.

Stellenangebote.
Stollenmeyer verlangen B.
Reinhold u. Co., Charlottenstraße 88.

Todes-Anzeigen

**Sozialdemokrat. Kreiswahlverein
Niederharnim.**
Bezirk Weißensee.
Nachruf.
Am 1. Juni verstarb unser Ge-
noße, der Klempner
Otto Hentschke
(Gruppe 21).
Ehre seinem Andenken!
1896 Die Bezirksleitung.

Deutscher Metallarbeiter-Verband

Nachruf.
Den Kollegen zur Nachricht,
daß unser Mitglied, der Schlosser
Wilfried Tygö
Stralauer Allee 22a
am 4. Juni an Lungenerkrankung
gestorben ist.
Ehre seinem Andenken!
115/11 Die Ortsverwaltung.

Arbeiter-Radfahrer-Bund „Solidarität“

Mitgliedschaft Berlin.
Als Opfer des Weltkrieges fiel
am 27. Mai 1915 unser lang-
jähriger und treuer Mitglied,
der Turngenosse
Wilhelm Pügel
6. Abteilung.
Ehre seinem Andenken!
11/11 Die Ortsverwaltung.

Germanplatz 6. „Handelshaus“

**Gründlicher Bettenverkauf,
Wäscheverkauf, Gardinenverkauf,
Teppichverkauf, Uhrenverkauf, Gold-
schmuck, Sportbillige Jagdzugänge,
Werkzeugkäufe, Herrensachen.**

**Vorjährige Herrenanzüge aus
feinsten Raystoffen 14-36 Mark,
Valetots 12-36, Beinkleider 4-10,
Büchsenanzüge, Deutsches Gar-
denhaus, Große Frankfurter-
straße 116 L. 728***

**Schlafdecken (Deckbettsack), Nor-
mal 1,35, 1,85-6 Mark, Wölle (ein-
farbig) 2,85-8 Mark. Spezialhaus
Amil Lefevre, Drantenstraße 158. ***

**Leihhaus Pringentstraße 108
kaufen Sie von Revolvern wenig
getragene Jagdt-, Rodanzüge, Valet-
tots, größtenteils aus Seide ge-
arbeitet, Gelegenheitskäufe in neuer
Kahgarde, Gold- und Silber-
waren. Höchste Bezahlung aller Wert-
sachen. 48/19***

**Kinderwagen, Klappwagen,
Rosenhellerstr. 68, III. 186/7***

**Sofakoffreie, Holle, Bildg. Ko-
fett, Ispottbillig, Teppichhaus Amil
Lefevre, Drantenstraße 158. 238***

Fahrräder.

**Freilauf, 35,-, Streife,
Andreasstraße 37. 49/11***

Kaufgesuche.

**Zahngebisse! Bruchgold! Silber-
sachen, Platinabfälle, Quecksilber,
Stanniolpapier, Kupfer, Messing,
Schmelze, Metalle, höchstbillig,
Schmelze Christian, Adenfelder-
straße 30a (gegenüber Planteuffel-
straße). 27/9***

**Kupfer! Messing! Aluminium!
Ridel! Zinn, Zink, Blei, Quecksilber,
Stanniolpapier, Platinabfälle, Zahn-
gebisse, Goldsachen, Silberabfälle,
Hochdruck, Metallschmelze Gahn,
Brunnerstraße 35 und Reuß-Platz,
Berlinerstraße 76. 27/6***

**Platin, Goldsachen, Silbersachen,
Zahngebisse, Stanniol 2,-, Queck-
silber, Platinabfälle, Glühstrumpf-
sacke kauft Blümel, Auguststraße 69.**

Wahranbau, Heberstraße 42

**Damenrad, Herrenrad kauft
Streife, Andreasstraße 37. 48/16***

**Wahranbau, kauft
Rosa, Neue Friedrichstraße 76.**

Tätigen Schriftstauer verlangt

fr. Volk, vom. Buch, Kottbuler-
damm 77. 189

Gründerer verlangt Goldstellen

fabrik Rutenberg Radl, Weipenfer,
Langhausstraße 126. 1139

Tätigen Werkzeugschmied bei

höchstem Lohn dauernd verlangen
Hesse u. Sohn, Prinzenallee 41. 785

Korbmacher auf 98 Weide Körbe

kaufen sucht Krause, Schillingstraße 24.

Unterarten-Arbeiterinnen verlan-

gt, Broderbett, Louis Wertheim,
Königsstraße 44. 1864b

Verkaufertinnen, tüchtige, für

Damenkonfektion, sofort getuht,
Wohnungen 1-2 Uhr mittags oder
7-8 Uhr abends. A. Jander u. Co.,
Welle-Allanstraße 1-2. 868

Deutscher Transportarbeiter-Verband.

Bezirksverwaltung Groß-Berlin.
Den Mitgliedern zur Nach-
richt, daß unser Kollege
Edmund Ebert
am 9. Juni im Alter von
38 Jahren verstorben ist.
Ehre seinem Andenken!
Die Beerdigung findet am
Sonnabend, den 12. Juni, nach-
mittags 5 Uhr, von der Leichen-
halle des neuen Razareth-Kirch-
hofes in Reimnitzdorf-West aus
statt. 64/16 Die Bezirksverwaltung.

Erich Stude

im blühenden Alter von 25 Jahren.
Dies zeigen Sie betrübten an
**Alfred Stude und Frau, als
Eltern,
Willi (zurzeit im Felde), Hed-
wig, Otto, Ernst, Edmund,
als Geschwister,
Karl Günther, Trudo Para-
gening, als Schwager und
Schwägerin.**
Du muhest uns so früh verlassen
und aus unserer Mitte gehn,
Wir können's immer noch nicht
lassen,
Daß wir uns nimmer wieder-
sehen.
Ruhe sanft in fremder Erde!

„Arbeiter-Turnverein Pankow“

Als Opfer des Weltkrieges fiel
am 27. Mai 1915 unser lang-
jähriges und treues Mitglied,
der Turngenosse
Erich Stude.
Wir werden ihm stets ein treues
Andenken bewahren. 188/9
Ruhe sanft in fremder Erde!
Der Vorstand.

Möbel.

**Kriegsüberbleibsel für Spottpreis!
nagelneue Wohnzimmereinrichtung, Bil-
der, Leppiche, Ruhstühle etc. Rosen-
hellerstraße 57, vorn III (generel-
lich), Händler verboten. 48/3***